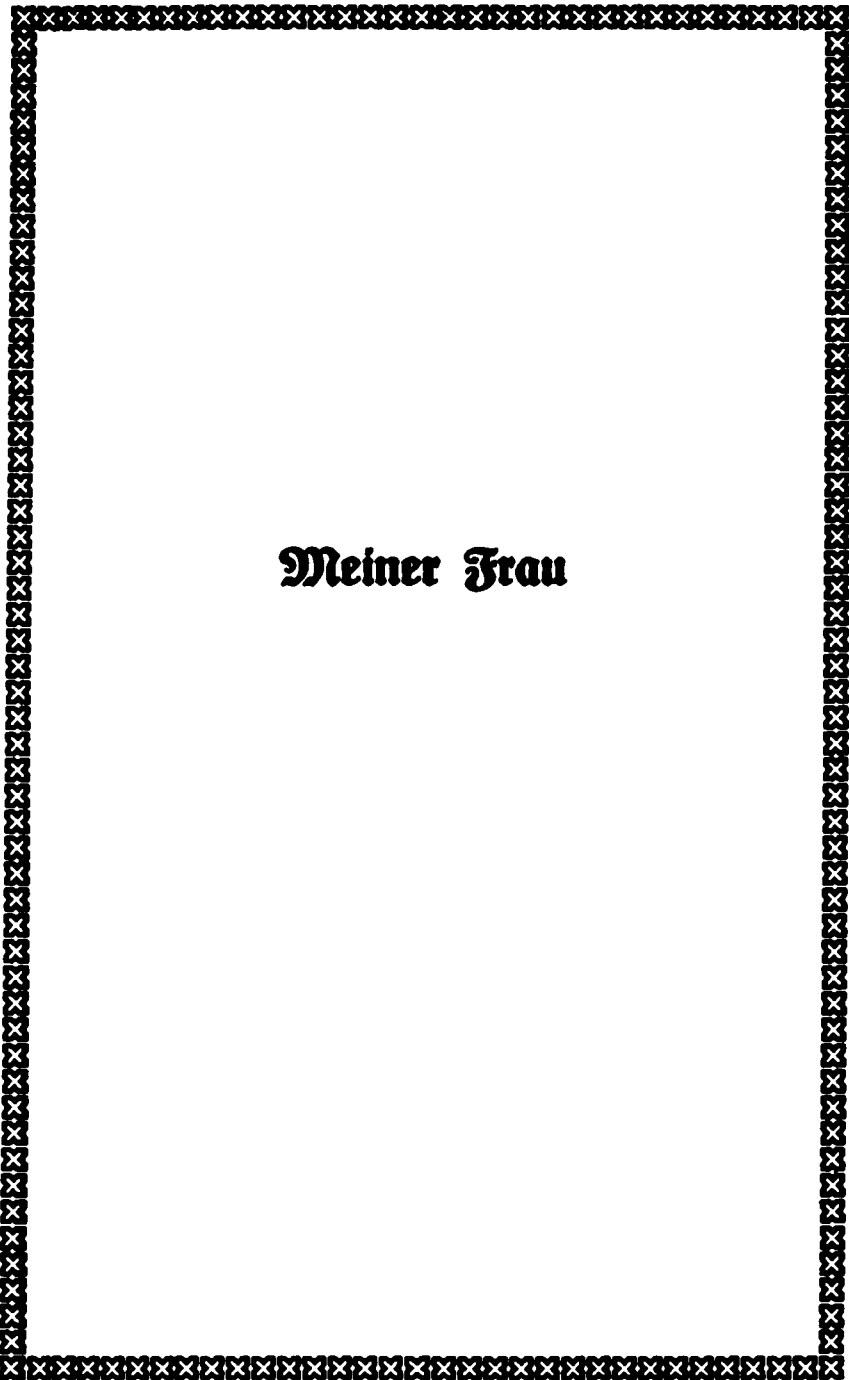


**Historisch-
politische
Aufsätze
und Reden
von
Hermann Oncken**

1. Band



**München-Berlin 1914
Druck und Verlag von R. Oldenbourg**



Meiner Frau

Vorwort



Inner von seiten der Verlags-handlung an mich herangetretenen Anregung folgend, habe ich mich entschlossen, eine Reihe meiner kleineren historischen Aufsätze und Reden in einem — mit zwei Ausnahmen, über die in den Nachweisen berichtet wird — unveränderten Abdruck zusammenzufassen.

Eine Rechtfertigung dieser Sammlung mag in dem Umfande liegen, daß die meisten Aufsätze nach ihrem vorwiegenden Charakter als historisch-politisch bezeichnet werden dürfen. Sie knüpfen in ihrer Art, die Dinge zu sehen, an das universale, rein historisch interessierte und auf Objektivität gerichtete Erkenntnistreben Ranke's an, aber sie verschmähen darum nicht die befruchtende Berührung mit den Problemen der Gegenwart, wie sie der Anlaß der Stunde oder wohl gar der Gelegenheit auch an die historische Arbeit herantreibt; sie suchen Dinge der historischen Erkenntnis zu erobern, die bisher noch im Flusse der politischen Parteikämpfe lagen, und damit auch die Parteien zu einem stärkeren Bewußtsein ihrer historischen Stellung im nationalen Gesamtleben zu erheben. So wird man zumal in den Aufsätzen des zweiten Bandes, die auch unter dem Sondertitel: Aus der Vorgeschichte der Reichsgründung von 1848 bis 1871, zu einer gewissen Einheitlichkeit zusammengefaßt werden könnten, die Fäden immer wieder in der Gegenwart münden sehen:

wobei ich mir nicht verhehle, daß es Schritte auf einem Wege sind, den ich vor mir sehe, nicht Wegstreßen, die ich zurückgelegt habe.

Das Ziel aller historischen Arbeit liegt in ihr selber, wie ihre Erkenntnismittel, ihre Methoden, ihre innerlichsten Antriebe, aber sie braucht darum nicht zu vergessen, daß es auch für sie ein Endziel gibt: die Politisierung der Nation auf der Grundlage historischer Bildung.

Heidelberg, im März 1914.

Hermann Onken.

Inhalts-Verzeichnis

	Seite
1. Der Kaiser und die Nation. Rede bei dem Feste der Universität Heidelberg zur Erinnerung an die Befreiungskriege und zur Feier des 25 jährigen Regierungs-Jubiläums Kaiser Wilhelms II. 15. Juni 1913	1
2. Die Ideen von 1813 und die deutsche Gegenwart. Eine säkularre Betrachtung	21
3. Amerika und die Großen Mächte. Eine Studie über die Epochen des amerikanischen Imperialismus	37
4. Die deutsche Auswanderung nach Amerika und das Deutsch-amerikanertum vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart	95
5. Deutschland und Österreich seit der Gründung des Neuen Reiches (1871—1911)	121
6. Ein großdeutscher Politiker: Albert Schäffle	145
7. Deutschland und England. Heeres- oder Flottenver- stärkung? Ein historisch-politischer Vortrag, gehalten am 25. Januar 1912	165
8. Über die Nationalität hinaus	191
9. Politik, Geschichtschreibung und öffentliche Meinung	203
10. Der hessische Staat und die Landesuniversität Gießen. Festrede zur Dreihundertjahrfeier der Landesuniversität Gießen, 2. August 1907	245
11. Sebastian Frand als Historiker	273
12. Aus den letzten Jahren Sebastian Frands	321
Nachweise	343

1.

Der Kaiser und die Nation

Rede

bei dem Festakt der Universität Heidelberg zur Erinnerung an
die Befreiungskriege und zur Feier des 25jährigen Regierungs-
Jubiläums Kaiser Wilhelms II.

15. Juni 1913



u einer zwiefachen Erinnerungsfeier hat unsere akademische Körperschaft sich heute festlich versammelt: sie will in dem großen Gedächtnisjahr unserer Nationalgeschichte zugleich den Gedächtnistag unseres neuen Reiches, unseres Kaisers begehen. Wir dürfen beide feiern, die Vergangenheit und die Gegenwart, als etwas innerlich Zusammengehöriges miteinander verknüpfen, weil die Idee, die wir in beiden ehren, aus dem gleichen Urgrund geboren ist. Denn der Nationalstaat von heute, dessen höchstem Repräsentanten wir unsere Huldigung darbringen, wurzelt nach seinen tiefsten Anfängen doch in jenen heroischen und ergreifenden Ereignissen von 1813: können wir einen höheren Maßstab als die geistigen und sittlichen Kräfte der Erhebung finden, wenn wir unsere Gegenwart in ihrem innersten Sein befragen und bewerten wollen? Und manche Erlebnisse der jüngsten Zeiten sind dazu angetan gewesen, Sinn und Herz empfänglich zu machen für die dunklen und hellen Stimmen, die von 1813 zu uns herüberklingen und auch den lauten Jubel dieser Tage auf einen ernsteren Ton stimmen.

An jenen großen Erinnerungen hat der südwestdeutsche Boden, auf dem wir stehen, keinen Anteil im eigentlichen und höchsten Sinne. Wir wissen alle, daß der badische Staat unter den Kanonen von Straßburg, in den Ketten des Rheinbundes lag, daß die Politik der Dynastie, der Geist des Beamtenums und die Luft des öffentlichen Lebens damals hier rheinbündisch waren; und vom Frühjahr bis zum Herbst 1813 haben die Söhne Badens unter den Fahnen Napoleons als Gegner der nationalen Erhebung im Felde gelegen. Aber wie immer unter der Decke der staatlichen Institutionen das geistige Leben in unsterblicher Freiheit wogt, so hat auch die eben wiederhergestellte Universität dieses Staates, unser Heidelberg, damals das Glück gehabt, geistig an der nationalen Erweckung mitzuarbeiten. Gerade die neuen Gelehrten der Universität, wie Creuzer, fühlten den Widerstreit zwischen der „neudeutschen Kleinheit“ und der deutungsvollen Umgebung, und sie entschieden, „daß hier ein Ort für Männer sei, die das alte große Deutschland im Herzen tragen“. (1804.) Und so kam es, daß

hier das nationale Herz der deutschen Romantik zuerst sich selbst entdeckte: als ihre Fahmenträger Arnim und Brentano „des Knaben Wunderhorn“ zum Tönen brachten, als der genialische Privatdozent Görres über altdeutsche Literatur las und die deutschen Volksbücher herausgab, als die Universität nach Tied und Savigny die Hände ausstreckte: diesen Geist hatte der Freiherr vom Stein im Auge, wenn er von der rheinbündischen Universität sagte, daß sich an ihr ein gut Teil des Feuers entzündet habe, das nachher die Fremdherrschaft vertilgte. Und nachdem einmal der Bann gebrochen war, da wollten selbst Männer, die tiefer im Neudeutschen gewurzelt hatten, die ersten sein im Dienste der wiedererstandenen Nation; wie denn Thibaut 1814 den ersten, damals verfrühten Ruf nach einem einheitlichen Gesetzbuch der Deutschen hier erschallen ließ. Seit diesen Anfängen aber ist der nationale Geist bei uns nicht wieder verloren gegangen, sondern ein beglückender Besitz des akademischen und politischen Heidelberg von einer Generation zur andern geblieben.

Aber jene Ansätze geistiger Vorbereitung in Heidelberg mußten vor einem Jahrhundert sich auf Wissenschaft und Poesie beschränken, sie blieben eben reine Romantik, da sie nicht die Möglichkeit fanden, in die staatliche Sphäre überzugreifen und die politische Gesinnung mit ihrem Geiste zu erfüllen. Das war nur in Preußen möglich. Und so gehört denn den Preußen das große Erlebnis, die Tat der Befreiung fast allein an. Aber wenn sie nicht von allen vollbracht werden konnte, so ist doch die Erinnerung an das Erlebnis der Tat allen Deutschen ein gemeinsam teurer Besitz geworden, so gut wie der alte Fritz mit der Zeit ihnen allen gehörte, so gut wie alle jene Namen, die in Wissenschaft, Recht und Erziehung, in politischer Geschichte, Kunst und Dichtung die nationale Erneuerung befördern halfen.

Der ganzen Nation dürfen wir heute auch darum die Erhebung zurechnen, weil ihre Führer fast aus allen Stämmen sich zusammengefunden hatten. Ja ihre größten Namen, die Hannoveraner Scharnhorst und Hardenberg, der Medlenburger Blücher und vor allem die Mitteldeutschen, die Franken Stein und Gneisenau, die der Landsmannschaft dieses Bodens

am nächsten stehen, sind nicht Preußen gewesen, und sie überflügeln wohl die geborenen Preußen der Erhebung, die Nord, Boyen, Bülow und Clausewitz, die Humboldt, Schleiermacher und Schön; und auch wenn man von den Heroen der Tat einen Schritt weiter geht zu dem Kaufmännischen Fichte, dem Ditmarschen Niebuhr, dem schwedischen Pommern Ernst Moritz Arndt, immer wieder scheint es das ganze Deutschland zu sein, das in den Dienst des preußischen Staates und der deutschen Nation tritt und den wundervollen Reichtum aller dieser Individualitäten auf das gleiche Ziel richtet.

Gerade die verbindende Einheit aller wirklichen Kräfte, mitten in politischer Zerrissenheit, ist es ja heute, die uns immer wieder beim Durchleben jener Tage hinreißt. Es ist eine Einheit der Klassen, der Besitzenden und Nichtbesitzenden, die in der gleichen Not allen Unterschied verloren hatten. Eine Einheit des Glaubens und der Freiheit, in der die radikalsten Gedanken und die gebundensten Formen traditioneller Religiosität zusammengeführt sind. Eine Einheit von Tat und Wort, von Leier und Schwert. Treffend hat ein ausländischer Beurteiler, Lord Haldane, selbst Philosoph und ehemals Kriegsminister, es ausgesprochen, daß ohne die großen Denker der Deutschen kein Scharnhorst und Clausewitz, kein Roon und Moltke möglich gewesen seien. Ja, es war letzten Endes die Einheit von Macht und Kultur. Die Macht, die vordem auch im preußischen Staate seelenlos und mechanisch entartet war, und die Idee, die lange im 18. Jahrhundert weltabgewandt alle Bodenständigkeit abgestreift hatte, sie hatten sich zu einem Bunde gefunden, der immer zu den seltenen, aber um so erhebenderen Momenten einer Volksgeschichte gehören wird.

Alle diese Männer, alle diese Kräfte mußten sein, damit wir werden konnten. Das Volk selbst mußte nach Jahrhunderten wieder in die Arena getreten sein, um die staatliche Entwicklung zu retten und den Weg vorzubereiten, der zu unserer Gegenwart, zu Kaiser und Reich geführt hat. Und würdiger wahrhaft können wir den heutigen Festtag nicht begehen, als wenn wir ihn mit einem Danke an die Männer von 1813 einleiten: echter kann der Glückwunsch, den wir heute dem Kaiser entgegenbringen, nicht klingen, als wenn wir ihn mit dem natio-

nalen und freiheitlichen Geiste der Erhebung zu erfüllen suchen, um uns darüber klar zu werden, was alles seine Persönlichkeit mit dem Leben des ganzen Volkes verbindet — oder auch von ihm trennt.

Darum nahen wir nicht als gefällige Lobpreiser, sondern gedenken sich's Wort in den Reden an die deutsche Nation: „der wahrhaften, auf sich selber ruhenden Größe gefallen nicht Bildsäulen von der Mitwelt errichtet, oder der Beiname des Großen, und der schreiende Beifall und die Lobpreisungen der Menge; vielmehr weist sie diese Dinge mit gebührender Verachtung von sich weg und erwartet ihr Urteil über sich zunächst von dem eigenen Richter in ihrem Innern, und das laute von der richtenden Nachwelt.“ Wir freilich dürfen uns nicht den Spruch der richtenden Nachwelt anmaßen, wir sprechen nur für die begreifende und verstehende Mitwelt. Aber wir fühlen das Bedürfnis, mitten in dem stutenden Leben der Gegenwart einen Moment innezuhalten und uns auseinanderzusetzen mit dem, was uns diese fünfundzwanzig Jahre gebracht und versagt haben, und welche ungelösten Aufgaben voll Erwartungen und Gefahren von ihnen in die nächste Zukunft hinüberführen: immer wieder stoßen wir dabei auf den einen Mann, auf die Persönlichkeit Wilhelms II., an die im verflossenen Zeitraum so viel gebunden war und in der Zukunft so viel gebunden bleibt. Wir fragen uns, wie wir zu ihm stehen: und wir suchen zu bekennen, furchtlos in Anerkennung und Abweichung, weder mit jenem Byzantinismus nach oben, der mit dem Glitter des Worts und der Geberde die innere Leere deckt, noch mit jenem Byzantinismus nach unten, der über dem Umschmeicheln der Masseninstinkte die Ehrfurcht vor der Persönlichkeit und die Ehrfurcht vor der Institution des Staates und ihren Trägern verloren hat.

Jede Persönlichkeit hat ihre Wurzeln in einer ganzen Welt von Voraussetzungen. Auch den Kaiser können wir nicht verstehen, ohne das Erdreich zu kennen, das ihn erzeugte und trug.

Sein Vater, der so lange unter dem deutschen Volke der Kronprinz hieß, war zum Manne geworden in dem hoffnungsvollen Zeitalter, in dem der deutsche Idealismus mit allen

guten Geistern im Bunde nach einem deutschen Nationalstaat freiheitlichen Gepräges rang: er, der Sohn, geboren in dem Hoffnungsjahr der neuen Ara, 1859, erwuchs bereits in jenen Jahren, da Bismarck auf anderem Wege, von der preußischen Macht her, das deutsche Reich schuf. Unter einer veränderten Konstellation steht sein Leben schon von der Schwelle ab, sobald man nur den Namen dieses preußischen Prinzen hört. Es war an seinem fünften Geburtstag, am 27. Januar 1863, als der alte König, mitten im heißen Toben des Konflikts, seinen Ministerpräsidenten für die Landtagsschlacht besonders an die Bedeutung des Tages erinnerte; und ebenso gehorham wie begierig nahm Bismarck den königlichen Wink auf, um „in diesem Zusammentreffen eine verdoppelte Aufforderung zu sehen, für die Rechte des Königtums und seiner Nachfolger einzutreten“ und den Liberalen herausfordernd zuzurufen: „Das preußische Königtum hat seine Mission noch nicht erfüllt, es ist noch nicht reif dazu, einen rein ornamentalen Schmuck Ihres Verfassungsgebäudes zu bilden, nicht reif dazu, als ein toter Maschinenteil dem Mechanismus des parlamentarischen Regiments eingefügt zu werden.“

Ähnlich ertönte damals eine vereinzelte Stimme aus dem Lager der sozialen Demokratie: auf Bismarck und den König war es berechnet, wenn Lassalle in seinem Hochverratsprozeß vom März 1864 vor seinen Richtern von einem Königtum sprach, das noch aus seinem ursprünglichen Teige geknetet da= stehe, auf den Knauf seines Schwertes gestützt. Bismarck aber ist es gewesen, der diese Auffassung des Königtums, die dem liberalen Geist der Epoche so entgegengesetzt war, zum Siege und zur Herrschaft in dem von ihm geschaffenen Deutschen Reiche geführt hat.

Das war nur ein Auftakt, und immer vernehmbarer, bald auch begriffener, klang dieselbe Melodie in das Leben des jungen Prinzen. In seine ersten Knabenjahre fielen Sieg und Ruhm der großen Kriege. Und wenn wir nach seinen Jüng= lings= und ersten Mannesjahren fragen, die für die Prägung einer politischen Individualität bestimmend sind, so stehen sie ganz unter dem Erlebnis der zweiten Machthöhe Bismarckscher Staatsleitung in der Zeit von 1879 bis 1888, in der der Kanzler

von neuem die Liberalen zurückdrängte und unter Rückkehr zu den autoritären Grundlagen des Staates die konservativen Kräfte in Wirtschaft und Gesellschaft bewußt und erfolgreich in die Höhe hob. Der Geist dieses Jahrzehnts erfüllte wohl auch den jungen Prinzen, der fern von den Staatsgeschäften im Dienste der Potsdamer Garnison aufging: er trug die Farbe dieses Geistes, als er plötzlich, unvermittelt, fast unvorbereitet, vor fünfundzwanzig Jahren der Erbe des Reiches ward.

Unvermittelt war der Übergang auch für die auf den plötzlichen Wechsel nicht vorbereitete Nation, vor allem für diejenige politisch tätige Generation, die noch mit dem Vater, mit Kaiser Friedrich und seinen Idealen aufgewachsen war. Man empfand, daß der plötzliche Sprung auch einen Verlust bedeute. Gustav Freytag suchte die allgemeine Empfindung in Worte zu kleiden, indem er in der Reihe der preussischen Könige den ablösenden Wechsel der Generationen und Individualitäten aufwies: „Mit jedem Nachfolger trat eine Ergänzungsfarbe zu dem Wesen des Vorgängers hervor, wohl oder übel, zum Heil oder Unheil, aber nicht zufällig, sondern nach einem höheren Lebensgesetz. Diesmal aber ist den Deutschen die Ergänzungsfarbe ausgefallen.“ Das war es, der Ausfall der Ergänzungsfarbe: in einer vom Schicksal gewollten inneren Spannung mit einem großen Teile der Nation, trat der Erbe des von Bismarck kaiserlich erhöhten Königtums in sein Amt. Ein dankbar lernbegieriger Schüler des Meisters, ein Erbe zunächst nur und doch wieder mehr — denn er war zugleich aus eigenem Rechte der Erbe eines Namens und einer Tradition, der Sohn ehrgeiziger Eltern und der Abkömmling eines Hauses großer Könige. Es mochte ihm nicht entgangen sein, daß viel von dem, was sich unter dem Namen seines greisen Großvaters vollzog, in Wahrheit von einem andern Willen und einer andern Persönlichkeit erfüllt war, daß die Dynastie in dem Zeitalter ihres rühmlichsten Aufstiegens fast überschattet schien von einem allmächtigen Minister. Auch lag der Ehrgeiz wohl früh in seiner Seele, die tatsächliche Macht wieder mit ihrem Namen und ihren Insignien zu verbinden; nicht minder die Spannkraft des Entschlusses, durch Hemmungen körperlicher

Art, die er willensstark überwand, eher angespornt als behindert; aber er mochte abwarten wollen, wie Ludwig XIV., der erst nach Mazarins Tode zur Selbstherrschaft schritt.

Die Stunde kam früher, als er selbst gedacht hatte. Man mag die Trennung von Bismarck unter einem mehr menschlichen oder einem mehr politischen Gesichtspunkte ansehen, ein Doppeltes bleibt bestehen. Die Tragik für den Reichsgründer, gegen den die von ihm geschaffene und erhöhte monarchische Institution in ihrem jungen Träger sich erhob und ihr Recht geltend machte: die Tragik auch für den jungen Kaiser, dem jeder Schritt in die Selbstständigkeit fortan von einer Hypothek der nationalen Gefühlswerte belastet war, die abzulösen für ihn unmöglich blieb. Die Deutschen gewannen es nicht über sich, den Schöpfer des Reiches von seiner Schöpfung getrennt zu sehen, und neben aller andern Bitterkeit, über die man nicht hinwegkonnte, wollte man nicht verstehen, daß ein so unschätzbare Kapital politischer Erfahrung fortan brach lag. Die historische Gerechtigkeit aber fordert einzugestehen, daß die Trennung nicht allein von der persönlichen Gegensätzlichkeit, sondern auch von politischer Notwendigkeit bestimmt war. In seinem Konflikt mit Bismarck hat Wilhelm II. der Versuchung widerstanden, die normale und friedliche verfassungsmäßige Entwicklung des Reiches durch gewalttätigen Einbruch zu stören und den Fortgang zugleich der sozialpolitischen Versöhnung der arbeitenden Klassen zu unterbrechen. Hier wie dort war er der Erbe der früheren Bismarckschen Staatskunst und zugleich ihr Verteidiger gegen deren letztes Stadium, in dem der Kanzler mit dämonischer Verwegenheit die rückläufigen Tendenzen des Alters durchsehen und damit den jungen Kaiser — wie in der Konfliktzeit um eines hohen Zieles willen den Großvater — für immer an sich fesseln wollte. Wenn man die Dinge durchdenkt, um die es sich im Frühjahr 1890 handelte, so fragt man sich, ob dieser positive Entschluß des Kaisers, der mit so herben Opfern erkaufte wurde, nicht schwerer wiegt als manches vorschnelle und scharfe Wort, mit dem der Monarch später wohl an staatsrechtliche Formen getastet oder in die soziale Bewegung unseres Volkes, die nach ihren eigenen Gesetzen verläuft, herrisch einzugreifen versucht hat.

So hatte alles sich vereinigt, Erlebnis und Tradition, Konflikt und Anlage, um die besondere Auffassung und Führung seines Amtes hervorzubringen. Fortan, da er die Macht allein hatte, ist Kaiser Wilhelm II. so persönlich hervorgetreten, daß er die Menschen zur Beschäftigung mit seiner Persönlichkeit zwang. Er hat sich so persönlich gegeben, daß seine historische Figur in das doktrinär-parlamentarische Schema vom Staatsoberhaupt als einem farblos korrekten Repräsentanten, das in einem Zeitalter gesteigerten individuellen Lebens überhaupt einen etwas vergilbten Eindruck macht, am allerwenigsten hineinpaßt. Er hat sich auch im Auslande so durchgesetzt, daß der Begriff „the Kaiser“ fast wieder zu einem Eigennamen für ihn allein geworden ist, weil er eine Persönlichkeit bezeichnet, die sich von allen konventionellen Erscheinungen gekrönter Häupter unterscheidet. Und mit dieser Persönlichkeit ist er hinausgeschritten in die Mitte seines Volkes, er hat das Ganze eingesetzt für alle politischen Entscheidungen, die an das Reich herantraten, er hat Anteil genommen an allen Fragen, die unser geistiges Leben bewegten, nicht in der bequemen Weise nichtssagender Allgemeinheiten, sondern er hat Partei genommen, bekennend, führend, angreifend, ja herausfordernd. So steht er seit fünfundzwanzig Jahren mitten in dem grellen Licht des Tages, in jedem Momente sichtbar und gesucht, beobachtet und kritisiert, geliebt und getadelt. Es hat Augenblicke gegeben, in denen er der begeisterten Nation das Wort vom Munde nahm, und Augenblicke, in denen er die weitesten Kreise zu erregtem Widerstande aufpeitschte; ja sogar Stunden, in denen er die Fühlung mit seinen Getreuesten verloren zu haben schien. Die Summe der einst gegen Bismarck, mehr als wir heute uns erinnern, gerichteten Kritik ist von einem Volke, dessen politisches Interesse sich immer noch gern in dieser Weise entläßt, gegen den Kaiser häufig noch viel bitterer ins Feld geführt worden. Ein Geschlecht, das das königliche Recht der Individualität so hoch stellt wie nie zuvor, wollte diesem einen gegenüber nicht tolerant sein, es fühlte sich so häufig herausgefordert und so häufig mit Recht herausgefordert, daß es fast verlernte, auch dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist.

Seine Persönlichkeit wollte mehr sein als der Erbe eines Namens und der Träger einer Institution, sie strebte nach nichts Geringerem, als ein wahrhafter Führer der Nation zu werden. Und doch schien sie in sich selber nicht die geschlossene Einheit der geborenen Führernaturen zu verkörpern, sondern umspannte, in einer eigenartigen Mischung moderner und traditioneller Züge, eine Welt von Widersprüchen; ja man fühlte in dem Blute dieses Hohenzollern die Koburgische Anpassung und die welfische Starrheit manchmal miteinander streiten. Auf der einen Seite eine Auffassung seines Berufes, orientiert an einem religiösen und höchst persönlichen Verantwortlichkeitsgefühl, in dem ein Franzose nur eine der vielen Aufierungen eines unverständlichen „mysticisme allemand“ wiederfand, ein ausgeprägter Sinn für alles historisch Gewordene, alles in Autorität, Herkommen, Disziplin des Lebens Verankerte, eine Vorliebe für die preußischen Formen des militärischen Befehls, auch in andern Welten, in die sie weniger hineinpasteten, bestimmt und einschneidend, bis zur Überspannung. Auf der andern Seite ein ganz moderner Mensch, ein Sanguiniker der Stimmung und des Ausdrucks, höchst empfänglich und eindrucksfähig, unstet und beweglich, ringend um das Verständnis aller Fragen, die das zerrissene und überfüllte Leben der Gegenwart an uns herantreibt, aufgeschlossen für alle bewegenden Kräfte der modernen Welt, in Handel und Verkehr, in Wissenschaft und Technik. Ein Monarch, der bei aller Pflege der historischen Kontinuität sich im Stil seines Lebens und seiner Neigungen unendlich weit von dem einfacheren Typus seiner letzten Vorfahren entfernt hat.

Das scheinen Gegensätze, die nicht auf eine einfache Formel zu bringen sind. Aber sehen wir nicht immer wieder in der Geschichte Persönlichkeiten auftauchen, die, auf der Scheide der Zeiten stehend, solche weiten Gegensätze in sich zu einer inneren Einheit verschmelzen? So erscheint uns Kaiser Maximilian I.: er hieß der letzte Ritter, er pflegte die Traditionen längst verblischener Kaiserherrlichkeit und höfischer Ritterromantik, wiegte sich in phantastisch-dynastischen Utopien und spielte sogar mit dem Traume, die römische Tiara auf sein Haupt zu setzen; zugleich aber war er ein höchst moderner Mensch, der auch im

Heerlager nicht nur die Rittersrüstung trug, sondern an der Ausbildung der modernen Waffengattungen des Landsknechtswesens und der Artillerie mit Eifer und Sachkunde beteiligt war, der im Kreise der Künstler und Poeten seiner von Schaffenslustüberquellenden Humanistengeneration wie ein recht dazu Gehöriger empfand. Träger eines altertümlich erhabenen Amtes und ein vollblütiger Renaissancemensch: trotz dieser Gegensätze lebt er in der Geschichte als eine Einheit, als eine Persönlichkeit fort und hat eben darum sein Gedächtnis tiefer gegraben als die meisten seines Hauses.

Wir haben immer von neuem das Bedürfnis, eine so zusammengesetzte Persönlichkeit, wie unser Kaiser es ist, mit unserem Gesamtempfinden, mit der Welt unserer lebendigen Ideale in eine Beziehung zu setzen, wir trachten sie an der Kultur unserer Zeit zu messen und zu bewerten. Wobei wir freilich nicht vergessen dürfen, daß wir, auf der Scheide der Zeiten stehend, einen solchen Kulturbegriff einheitlichen Gepräges nicht besitzen. Wir haben eine nach neuen Werten suchende und eine die traditionellen Werte pflegende Kultur, eine zur höchsten individuellen Verfeinerung gesteigerte ästhetische Kultur und eine technisch verwegene und von äußerlichen Erfolgen strotzende Kultur der Mechanisierung des Lebens: von wo sollten wir den absoluten kulturellen Maßstab entnehmen, um der Persönlichkeit des Kaisers gerecht zu werden? Und selbst wenn wir diesen Maßstab finden könnten, wäre ein solcher, von vielen ersehnter, harmonischer Einklang der höchsten Macht und der höchsten Kultur ohne weiteres denkbar? Goethe hat darüber, als er die ganz verständnislose Stellung Friedrichs des Großen zum geistigen Leben Deutschlands erwog, am 21. Juni 1781 an die Tochter Mößers geschrieben: „Ein Vielgewaltiger, der Menschen zu Tausenden mit einem eisernen Zepter führt, muß die Produktion eines freien und ungezogenen Knaben unerträglich finden. Aberdies möchte ein billiger und toleranter Geschmaç wohl keine auszeichnende Eigenschaft eines Königs sein, so wenig sie ihm, wenn er sie auch hätte, einen großen Namen erwerben würde, vielmehr dünkt mich, das Ausschließende zieme sich für das Große und Vornehme.“ Der Dichter durchschaut es wohl, daß zwischen

Macht und Kultur immer eine Spannung bestehen muß, die größer (im Falle Friedrichs des Großen kaum erträglich für die Deutschen seiner Zeit) oder geringer sein, aber kaum je völlig überwunden werden kann. Denn dem Staate ist es, wie Schleiermacher einmal bemerkt, nur um Macht, um Kenntnisse, nicht um Erkenntnisse zu tun; seine Träger werden Wissenschaft, Kunst und Technik vor allem schätzen, sobald sie nutzbar in den Dienst der Macht treten, und auch ihre uneigennützigte Liebe zu dieser Sphäre immer wieder einer höhern Rücksicht unterordnen.

Der Kaiser will seine Individualität behaupten im Staate, wie Friedrich Wilhelm IV. es gewollt hat; behaupten gegenüber einer Zeit, der er sich — obschon er ihr Sohn ist — in manchem doch auch wieder entgegengesetzt fühlt. Er steht in einer Zeit der Demokratisierung, in deren Mitte die Sehnsucht nach der aristokratischen Individualität wieder erwacht, in einer Zeit der Mechanisierung des Lebens, die man wohl als Entgermanisierung gedeutet hat: und er sucht das Gegengewicht aller traditionellen und historischen Kräfte in die Waagschale zu werfen. Aber er ist dieser Zeit nicht nur entgegengesetzt, sondern zugleich ihr Sohn: er wurzelt in der deutschen Gegenwart, mit der jagenden Bilderflucht ihrer Impressionen, ihrer Weltstadtphänomene und ihrer materiellen Oberkultur: er hat so tief aus diesem Becher getrunken, daß er geradezu als ein Exponent und Ausdruck der jüngsten deutschen Entwicklung gedeutet werden darf. Und das Moderne ist so stark in ihm, daß es ihn vor dem tragischen Konflikte mit seiner Zeit bewahrt hat: dieses Vierteljahrhundert hat ihn gelehrt, daß der Persönlichkeit inmitten der Welt ihre Grenzen gesetzt sind, daß auch für den Stärksten das resignierte Wort des alten Bismarck gilt: und a fert nec regitur.

Aber wie auch immer wir das Verhältnis des Kaisers zur deutschen Kultur bestimmen, das Urteil über den Träger der Macht muß das Entscheidende bleiben: das fühlte auch Goethe mit untrüglichen Takte. Daher suchen wir heute hinter der menschlichen Persönlichkeit Wilhelms II. den Kaiser und König.

Kriegerisch war der Ruf, der ihm voranging, kriegerisch der Beruf, an den ihn Neigung und Pflicht band, kriegerisch flirrend manches seiner Worte, und doch sind diese 25 Jahre eine gesegnete Periode des Friedens gewesen. Mitten hindurch durch schwere Ersütterungen Europas und der Welt hat Wilhelm II. seinem Volke den Frieden bewahren können, und an seiner Persönlichkeit haben für das Deutsche Reich, und man darf wohl sagen für die Welt, immer wieder die Entscheidungen gehangen. Er hat sein Volk zur Weltpolitik geführt, aber nicht mit den stürmischen Schlägen des jungen Friedrich des Großen, der die Erprobung seines Genius nicht abwarten konnte, sondern durch eine lange Zeit der Vorbereitung, der wechselnden Konstellationen und der europäischen Krisen, der großen Anläufe und kleinen Erfolge hindurch bis zum heutigen Tage hin. Wir können an dieser Stelle weder den Ablauf der Ereignisse der deutschen Auslandspolitik unter Wilhelm II. auch nur in Umrissen vorführen, noch den Versuch machen, das letzte Wort über ihre Aussichten zu sprechen. Rasch und wechselnd ziehen vor dem zurückschauenden Blick die Bilder vorbei: die ersten Jahre, wo die politische Erfahrung des ersten Kanzlers dem jungen Kaiser zur Seite stand, dann die Jahre, wo man die grollende Kritik des Alten in Friedrichsruh neben sich wußte, die Jahre der prangenden Erinnerungsfeiern an eine große Zeit, und dann, immer höher ansteigend, der Ernst des Lebens, eine neue Zeit mit veränderten Zielen und Sorgen, die eigene Verantwortlichkeit vor dem Vaterland und der Geschichte. Nur an einer Stelle sehen wir einen ruhenden Pol in der Erscheinungen flucht: in dem Verhältnis des Deutschen Reiches zu Österreich-Ungarn, das innerhalb des Dreibundes eine Intimität für sich ist. Unter dem Zeichen der „herzlichen, treuen, unauflöslichen Freundschaft und Bundesgenossenschaft“ haben die beiden Kaiser ihr Verhältnis eingeleitet, und mit einer gewissen Freude hat Wilhelm II. seitdem an einer Politik festgehalten, die mit einer Stabilität ohne gleichen beide Staaten in fünfundzwanzig Jahren auf derselben Linie hielt.

War hier der Kaiser der Erbe seines Großvaters und Bismarcks, der treue Hüter ihres Vermächtnisses, so ist er auf

einem andern Gebiete der auswärtigen Politik weit über die Grundlinien überkommener Traditionen hinausgeschritten. Mit Bewußtsein und Ausdauer hat er der unter Bismarck wesentlich kontinental orientierten Politik des Reiches die Richtung in die Welt gewiesen. In diesem Anstoß hat er seine Persönlichkeit am stärksten auswirken können; in diesem Anstoß wird man, soweit wir bis jetzt urteilen können, das Eigentlichste seiner weltgeschichtlichen Stellung erblicken müssen. An dieser Stelle empfindet auch die Welt ein neues Zeitalter deutscher Ziele.

Lange hatten die Deutschen aufgehört, ein Seevolk zu sein. Sichte, in den Reden an die deutsche Nation, meint, daß Jahrhunderte hindurch, während des Wettseifers aller andern Nationen der Deutsche wenig Begierde gezeigt habe, an dem Kampf um die Meere in einem ausgedehnten Maße teilzunehmen: „und er wird es nie. Auch bedarf er derselben nicht“ — fügt er mit der apodiktischen Selbstgewißheit des Philosophen hinzu. Er hatte immerhin einen guten Grund, zu betonen, daß den Deutschen „die in unsern Tagen so häufig gepriesene Freiheit der Meere“ fremd sei — denn die Freiheit der Meere war damals ein Schlagwort des Napoleonismus in seinem Kampfe mit England, ein billiger Trost für die Unfreiheit zu Lande geworden. So weit waren, vor der innern Not der Nation, die stolzen Erinnerungen an die Tage der meerbeherrschenden Hanse aus dem Bewußtsein gewichen, daß selbst die nationalen Propheten sie auch in der Zukunft nicht wiederkehren sahen. Dann hatte die Einigung des Reiches zwar die ersten Voraussetzungen gebracht: Schleswig-Holstein und einen Kriegshafen, ein wenig Flotte und den Nordostseekanal, und sogar die Erwerbung der Kolonien eingeleitet, aber es waren alles nur Außenwerke der deutschen Politik, die deren Kern und Mittelpunkt nicht berührten.

Erst der Kaiser suchte hier einen neuen Brennpunkt deutschen Lebens zu finden. Es war eine Wendung höchst persönlichen Ursprungs, persönlich ergriffen und durchgehalten. Er hat es selbst gelegentlich ausgesprochen, daß er schon als Jüngling, vor dem Modelle eines Schiffes der 1848er Reichsflotte traurigen Angedenkens, den Entschluß gefaßt hätte, die

Schmach solcher Zeiten nicht wiederkehren zu lassen, sondern den Deutschen ihren Platz in der Welt und auf der See zu erkämpfen. So steuerte er hinaus aus den Zeiten der kontinentalen „Saturiertheit“ Deutschlands, er prägte die Schlagworte von einem größeren Deutschen Reiche über der See und unserer Zukunft auf dem Wasser, er schuf mit persönlichster Anteilnahme und Sachkunde die Flotte, die die Deutschen zu einer Macht in der Welt gemacht hat, er war unermüdlich tätig, den Sinn seines Volkes für diese damals nur wenigen erschlossenen Welten zu wehen und den frischen Wind der salzigen See, der kolonialen Unternehmungslust, der weltwirtschaftlichen Zusammenhänge in die enge Atmosphäre eines dicht gedrängt lebenden Volkes wehen zu lassen. Und so begann sich der politische Horizont der Deutschen um die ganze Welt zu weiten: Helgoland und Ostafrika, Samoa und Kiautschou, Takuforts und Hereroaufstand in Südwest, Bagdadbahn und Karolinen, Marokko und Kongo; daneben die gewaltig wachsenden Ziffern unserer Produktion und unserer Aus- und Einfuhr, unseres Schiffsverkehrs und unseres überseeischen Kapitalinteresses, an denen wir die gewaltige wirtschaftliche und soziale Verschiebung der Grundlagen unseres Staates ablesen können; schließlich als wechselnder und doch monoton wiederkehrender Hintergrund das Spiel der europäischen Bündnisse und Gegnerschaften, der Krisen und Machtproben.

Denn der neue Weg brachte neue Probleme für unsere Gesamtpolitik. Der Kaiser beschritt ihn, obgleich er ihn mit der Zeit in einen immer tieferen Gegensatz gerade zu demjenigen Volke und Lande brachte, dem er innerlich vielleicht nur ererbte Sympathie entgegentrug: zu England. Der Enkel der Königin Viktoria, der Bewunderer englischer maritimer Größe und Freund englischen Lebensstiles mußte, als er Deutschland zu einer wirklichen flottenmacht erhob, eine erregte Gegnerschaft Englands gegen uns aufrufen. Das war eine vielleicht unvermeidliche Notwendigkeit, wenn auch nur eine vorübergehende Notwendigkeit. Und so geschah es, daß neue Konstellationen europäischer Mächte den weitgespannten Plänen, die den deutschen Geist erfüllten, hemmend, einkreisend, drohend gegenübertraten.

In aller Gedächtnis stehen die Erfolge und Mißerfolge dieser neuen Politik. Es konnte nicht fehlen, daß man hinter dem stürmischen Anlauf manchmal zurückblieb. Unsere Weltstellung mit allen ihren geographischen und historischen Voraussetzungen brachte es mit sich, daß man nur Schritt für Schritt, langsamer, als der Führer gedacht, vorankam; immer wieder mußte inmitten der Weltgegensätze das Steuer herumgeworfen werden. Man denkt an die Jahrzehnte, in denen der große Kurfürst seinen brandenburgischen Territorialstaat in die Reihe der europäischen Mächte einführte, immer zwischen Schweden und Polen, dem Reich und den Franzosen lavierend, hastig und treulos den Kurs wechselnd, — so auch mußte die Politik der stärksten kontinentalen Großmacht in der Welt operieren, um einen kleinen Vorteil zu erjagen, immer auf die Gefahr hin, daß die Weltgegensätze mit schwerer Hemmung auf die Kontinentalpolitik zurückwirkten. Es gibt Perioden, die den Grund legen, vorbereiten und säen, und es gibt Perioden, die bauen und ernten, Perioden des wechselnden Anlaufs und des geradlinigen Erfolgs: die einen sind nicht ohne die andern.

Freilich der Hochflug glänzender Träume, in denen das jugendliche Temperament des Kaisers sich einst wohl gewiegt hatte, mußte in der Welt der Wirklichkeit sich umwandeln zu einer diplomatischen und wirtschaftlichen Arbeit, die Zähigkeit und Ausdauer erforderte und sich manchmal auch mit halben Erfolgen zu bescheiden hatte. Wir wissen, daß auch dem Kaiser persönlich schwere Enttäuschungen nicht erspart geblieben sind. Und wenn die innerpolitische Kritik der Radikalen an dem Kaiser seine autoritären Neigungen und Worte, seine Pflege der traditionellen Kräfte des Volkslebens heftig tadelte, so gesellte sich nun in den letzten Jahren dazu eine mehr außerpolitische Kritik der Nationalen, denen er nicht genug tat. Dieser Teil der öffentlichen Meinung begann, auf die Gefahr eines Weltkrieges hin, ein energischeres Vorgehen zu fordern, und verbitterte sich in pessimistischer Betrachtung, daß man überall zu kurz komme. Der Führer auf dem neuen Wege der Weltpolitik sah die Geister, die er selbst gerufen, manchmal übermächtig werden.

Sie waren darum noch nicht im Rechte. Ich habe mich nie überzeugen können, daß die öffentliche Meinung in ihrem

Urteil über die auswärtige Politik eine glückliche Hand gezeigt hat: sie hat sich in den Weltzusammenhängen und ihren Kräften häufig ebenso langsam zurecht gefunden wie ihre nationalen Vorläufer in den sechziger Jahren in der europäischen Politik. Sie hat den ersten Vertrag mit England von 1890, der uns das heute für uns unschätzbare Helgoland brachte, mit der gleichen Maßlosigkeit und Unkenntnis verworfen wie den Abschluß der Marokkopolitik, der immerhin den Franzosen wichtige Stücke ihres Kolonialbesitzes als Kompensationen abgenötigt hat. Und dieselbe vorschnelle Kritik wird sich vermutlich wieder erheben, wenn die endgültige Aufräumung aller zwischen Deutschland und England schwebenden Schwierigkeiten und eine freundschaftliche Regelung ihrer Interessen und Zukunftsmöglichkeiten den Abschluß einer Periode des Mißtrauens bringen sollte — und eine Entlastung unserer Weltstellung, die seit der letzten orientalischen Krisis sich stärker als je wieder auf kontinentale Machtverschiebungen einzurichten hat.

Erst die Nachwelt, der alle Zusammenhänge offen liegen und der schließliche Ausgang bekannt ist, wird das letzte Wort des geschichtlichen Urteils sprechen können: soweit man, unter Abwägung aller Kräfte, heute urteilen kann, sind wir in sicherem und ununterbrochenem Fortschreiten begriffen, und auch das ist zu einem guten Teile das Werk des Kaisers.

Wir Deutsche sind kritisch veranlagt und ziehen gern Vergleiche — besonders wenn sie unserer kritischen Neigung zu Hilfe kommen. Wie oft ist nicht die Ara Bismarck im neuen Reiche, die auch von Kämpfen und Sorgen — selbst nach außen hin viel mehr als wir ahnen — durchzogen war, von der politischen Publizistik in den letzten fünfundzwanzig Jahren herauf beschworen worden. Wir dürfen heute auch einmal ein Stück weiter zurückgreifen. Die Kämpfer der Freiheitskriege haben, schwer enttäuscht, nicht das freie und einige Deutschland erlebt, um das sie in Wort und Tat gestritten hatten. Es hatte seine guten Gründe. Hatten doch Preußen und Österreich nicht aus eigener Kraft allein, sondern nur im Bunde mit den gesammelten Kräften Rußlands und Englands den Kaiser der Franzosen niederwerfen und die Befreiung deutschen Landes vollbringen

können. Heute ist das Deutsche Reich, mit seinen Bundesgenossen zur Seite, stark genug gewesen, den vereinigten Atmosphärendruck von Rußland, England und Frankreich zugleich auszuhalten und trotzdem seinen Weg in Ehren weiterzugehen. Und noch ein anderes Bild. Die Kämpfer der Freiheitskriege kehrten zurück in ein Deutschland, dessen Volk im ganzen zerteilt und zerrissen blieb und von der Beteiligung an dem Staate von den Obrigkeiten mit bössartiger Angstlichkeit ferngehalten wurde. Heute ist die Einheit unter Kaiser und Reich so sicher verankert, daß kein Stamm und keine Partei sie wieder antasten möchten, und sie ruht — das ist der Segen unserer demokratischen Institutionen — so tief in dem ganzen Volke, daß schließlich doch, trotz manchem Mißton der Stunde, alle Schichten und Gruppen der Gesellschaft dem Staate gewonnen werden. Erleben wir doch, daß auch die steigenden Anforderungen der Weltpolitik zugleich dazu dienen, im Innern den sozialen Ausgleich zu beschleunigen und allmählich das ganze der Parteien zu einer tätigen und freudigen Arbeit am Reiche zu erziehen.

Die Arbeit am Staate, dessen monarchisches Oberhaupt wir heute in Dankbarkeit begrüßen, und die geistige Arbeit, die alle Glieder unserer Universität vereint, gehen häufig getrennte Wege und müssen es tun, um ihrer selbst willen, wie immer Macht und Kultur gesonderten Lebensgesetzen gehorchen. Aber beide Welten sind doch, wie das Gedächtnis unserer Väter von 1813 uns lehrt, durch manches unsichtbare Band miteinander verbunden und aufeinander angewiesen. Denn beide wurzeln in demselben Urgrund des Seins und dienen am letzten Ende denselben Zielen: sie gehören der Nation an, und in allen ernstesten Stunden werden sie wie damals zusammentreten, um eine wahrhafte Einheit zu bilden.

In diesem Geiste bringt auch die Universität Heidelberg am heutigen Tage Kaiser Wilhelms II. ihre ehrfurchtsvolle Huldigung dar: den Dank für das, was er in diesen fünfundzwanzig Jahren für das Deutsche Reich geleistet und erstrebt hat, und alle guten Wünsche für die Zeiten, denen wir unter seiner Führung mit Zuversicht entgegengehen.

2.

Die Ideen von 1813 und die deutsche Gegenwart

Eine säkularer Betrachtung

(Oktober 1913)



it dem Gedächtnistage der Leipziger Völkerschlacht fügt sich das letzte Glied in die Kette der Erinnerungsfeiern unseres Volkes an die Erhebung von 1813. Die Ideen, die die Erhebung beflügelten, die Kräfte der Gesinnung und der That, die sie losrangen, die wundervolle Reihe der Männer, die sie führte, das ganze einzigartige Erlebnis, uns um so teurer, je ärmer unser Volk an solchen der Gesamtheit gehörigen Erinnerungen ist, alles ist uns in diesem Jahre von Staatsmännern und Patrioten, von Gelehrten und Künstlern so lebendig erneuert worden, daß wir uns seiner fast wie eines verjüngten Besizes freuen. Diese Erneuerung war das erste und reinste Bedürfnis, das in den weihervollen Stunden der Gedächtnisfeier sein Recht verlangte; man wollte zunächst nichts als die große Schicksalswende unserer Nation noch einmal vorüberziehen lassen: da alles auf dem Spiele stand, da man die tiefsten Schächte des Gedankens hinabstieg, um die That der Befreiung ans Licht zu fördern, da man den gesamten Aufbau unseres zurückgebliebenen Staats und unserer unentwidelten Gesellschaft nachprüfte und die einzige Rettung darin sah, ihn durch einen neuen, aus der Idee geborenen und von der Blut des Wollens durchloderten Aufriß zu ersetzen. Das alles noch einmal zu durchleben, es nachzuempfinden und nachzudenken, das war der eigentliche Sinn der Feier dieses Jahres.

Aber mit der Erneuerung des Gedächtnisses ist noch nicht alles getan. Im Geiste der Reformen und Befreier von 1813 dürfen wir nicht in der bloßen Wiedererweckung der Vergangenheit stille stehen, sondern müssen auch der Gegenwart geben, was ihr Recht ist. Und so fragen wir denn: Was ist von den Ideen und Kräften der Befreiung verwirklicht worden und was nicht, worin besteht noch heute ihr unvergänglich wertvoller Inhalt und worin haben erprobtere Ideale den Sieg über sie davongetragen, kurzum, wie steht das abgelaufene Jahrhundert, wie stehen wir selbst zu jenen Kräften, was bedeutet ihr Besiz für die politischen Aufgaben der deutschen Zukunft? Wir wollen nicht nur feiern, wir wollen selber fördern, handeln, Ziele setzen: und dafür gilt es, aus dem Erlebnis von 1813 die nationalen Ewigkeitswerte, oder seien wir be-

scheidener, die nationalen Gegenwartswerte herauszuholen. Der tote Besitz des Erbes unserer Väter kann allein uns nicht genügen — wir müssen und wir wollen ihn stets von neuem erwerben.

Was im Jahre 1813 erkämpft wurde, war noch nicht der Nationalstaat, sondern nur die unerläßliche Vorbedingung aller nationalen Existenz: die Befreiung des deutschen Bodens, wenigstens im Umfange des alten Reiches, von der Fremdherrschaft. Das war die erste und primitivste, aber auch die unentbehrlichste Voraussetzung alles andern: und insofern, aber auch nur insofern, hatte der junge Bismarck im preussischen Landtage in der Debatte mit einem ostpreussischen Liberalen recht, wenn er in dem leidenschaftlichen Drange nach Abschüttelung der Ketten das vornehmste Motiv für die Erhebung sehen wollte. Dieses Ziel ist in dem Befreiungskrieg erreicht worden, nicht nur für den Moment, sondern für das ganze Jahrhundert. Wir haben seitdem unsere nationalen Geschicke in die Hand nehmen können, ohne daß wie in den früheren Krisen unserer Geschichte der deutsche Boden zugleich fremder Invasion anheimfiel. Zwei Tatsachen legen dafür ein eindrucksvolles Zeugnis ab. Als die Nation im Jahre 1848/49 in gewaltsamer Erschütterung den Anlauf zu einer Neuordnung von Grund aus nahm, da geschah es immerhin, ohne daß eine fremde Macht unmittelbar militärisch-politisch in das wogende Chaos einzugreifen wagte. Und auch in dem letzten Kampf um die deutsche Hegemonie im Jahre 1866 verriet der französische Nachbar wohl die Neigung zur Intervention, aber er brachte nicht mehr die Kraft zur Tat auf; wenn er die Vollendung der Einheit immerhin noch zu hintertreiben vermochte, so schuf er damit, sich selber zum Verhängnis, nur den Anlaß zu dem Kriege von 1870, in dem der Wiederaufbau des Deutschen Reiches und die Niederwerfung des Gegners sich vollzog, ohne daß Europa gefragt wurde. Seit 1813 erst datiert, in mehreren Stufen aufsteigend, die politische Selbstbestimmung der Deutschen.

Aber auf die Befreiung folgte damals noch nicht die positive Ergänzung, ein wahrhafter Nationalstaat. Dieses

höchste Ziel, um das die kühnen Idealisten und die Männer des Feldlagers gerungen hatten, wurde nicht von weitem erreicht. Gewiß, gestehen wir es offen ein, der Nationalstaat hätte damals wohl noch nicht verwirklicht werden können. Unsere Befreiung war, selbst wenn wir Österreich als deutsche Großmacht rechnen, nicht aus eigener Kraft allein geschehen, sondern Rußland und England hatten das Ganze aufbieten müssen, um mit uns vereint Napoleons Herr zu werden: also sprach Gesamt Europa auch mit, als es sich darum handelte, was aus der Mitte des Kontinents werden sollte. Noch viel schwerer aber wog, daß auch die innere Verfassung der Deutschen, der Stämme und Dynastien, der Klassen und der Massen, noch keineswegs reif war für den Nationalstaat. Man kann nicht den unheilvollen Umweg der Jahrhunderte in einer einzigen Generation wieder einholen, man kann nicht, auch nicht im Feuer der opferwilligsten Erregung, einen Nationalstaat ohne eine Nation aufbauen. Wohl lebte das Idealbild der Nation in den Köpfen und Herzen der Besten und vermochte eine heilige Welle durch Hunderttausende zu treiben, aber das historische Antlitz des deutschen Bodens konnte nicht mit einem Male von ihr hinweggeschwemmt werden. So wurde das vielgescholtene Werk des Deutschen Bundes eine vielleicht unentbehrliche Durchgangsstufe. Und immerhin blieb fortan manches zerstört, was eine Wiederauferstehung nicht verdiente, die geistlichen Staaten, die Masse lebensunfähiger Zwerggebilde; die Gebiete des Deutschen Bundes lösten sich schon schärfer aus der Verquickung mit dem übrigen Europa heraus, wenngleich nicht überall die unnatürlichen Verbindungen mit dem Ausland durchschnitten wurden, und nur ein glücklicher Zufall im Jahre 1837 durch die Aufhebung der Verbindung von Hannover und England unabsehbare Komplikationen für später aus der Welt schaffte; auch war das staatliche Gefüge des Deutschen Bundes fest genug, um den Rückfall in rheinbündische Territorialpolitik zu verhindern, und doch wieder so locker, daß es die preussische Staatsentwicklung, die Hoffnung der Zukunft, nicht zu unterbinden vermochte. Alles immerhin nur relative Fortschritte, aus der Perspektive des alten Reiches gesehen: was vermochten sie gegen die Enttäuschung der

Generation, die aus dem Befreiungskriege heimkehrte, die ein vollendetes Bild im Innern trug und eine Welt wahrhafter und geschlossener Nationalstaaten um sich sah!

Die Summe der Antriebe aber, aus denen heraus sie gedacht und gehandelt hatte, war so stark, daß die Welle, die sie getragen, nicht wieder ablief. Unsere Liebe und unser Dank gebührt den Männern von 1813 auch darum, weil sie einen unvergänglichen Samen austreuten: ihre Nachwirkung macht sie vollends unsterblich. Denn sie schuf den Anstoß zu jener geistigen Vorbereitung, die durch zwei Generationen anstieg und auf mannigfachen Wegen, in denen der ganze Reichtum, aber auch die ganze Vielspätigkeit deutschen Wesens zum Ausdruck kam, das nationale Denken befruchtete, den Enthusiasmus immer wieder anfeuerte und immer breitere Massen mit der Forderung nationalen Gesamtempfindens durchdrang. Die Prediger des Nationalstaats kannten keinen höheren Text als den Geist des Befreiungskrieges. Und wenn im Jahre 1813 die staatlich geordneten und die individuell freiwilligen Elemente im Bunde gestanden hatten, so erschien der Anteil der letzteren dem wachsenden Selbstbewußtsein so stark, daß man schon nach einem Menschenalter sich vermaß, es allein zu wagen. Das Jahr 1848 ist gewiß kein Jubeljahr unserer Geschichte, das Eine aber hebt auch dieses Erlebnis so hoch, daß es nie wieder vergessen werden darf: die Erfüllung der Massen mit den Zielen nationalen Einheitswollens, wie unsere Geschichte es bis dahin nie gekannt hatte. In allem Jammer des Scheiterns das Bild einer werdenden Nation! Aber nicht auf ihrem Wege der Selbstbestimmung, sondern von der geordneten staatlichen Gewalt aus, durch Diplomatie und Krieg, ist dann der Grund des Nationalstaats gelegt worden. Indem er 1866/70 geschaffen wurde, konnte sogar von dem Verluste des alten Reiches im 16. bis 18. Jahrhundert — was 1813 noch nicht gelungen war — das meiste wieder eingebracht werden. Also erfreuen wir uns in dem neuen Reich eines Nationalstaats, von dessen Höhe wir in diesem Säkularjahre der Ahnen von 1813 beruhigter und stolzer gedenken, als vor 50 Jahren — mitten in Konflikt und Verwirrung und Zweifel — unsere Väter es vermocht hatten.

Wir besitzen einen Nationalstaat, aber darum noch nicht einen idealen Nationalstaat. Wir wollen nicht davon sprechen, daß das Reich als Erbschaft seiner historischen Entwicklung auch fremde Elemente (Polen, Franzosen, Dänen) in sich birgt, die wir nicht aus innerpolitischem Bedürfnis — denn sie bedeuten viel mehr Hemmung als Kraftvermehrung für uns —, sondern allein aus außerpolitischer, militärischer und geographischer Notwendigkeit unter unserem Zwange halten müssen. Aber auch in unserem eignen Innern sehen wir die nationalstaatliche Einigung wohl auf dem Marsche, nicht aber am Ziele: zwar sind die alten stammesmäßigen und dynastischen Gegensätze im Verblaffen begriffen, aber andere Klüfte im Volke sind dafür aufgebrochen. Während 1813 in dem Drange vaterländischen Gemeingefühls aller Unterschied der Klassen und Konfessionen verschwand, sind heute der bewußte Trieb zu sondernder Konfessionalisierung, die verhängnisvolle Erbschaft unserer Geschichte, und der Wahn von einer unverföhnlichen Spaltung in eine bürgerliche (besitzende) und eine proletarische Welt, zu einem Dogma und Parteizeichen breiter Schichten geworden.

Vor allem aber können wir uns nicht gegen die Tatsache verschließen, daß unser Nationalstaat nicht alle Deutschen, nicht einmal die Söhne derer, die noch bei Leipzig zusammenstanden, in sich vereint: jenes Geschlecht hätte es sich nicht träumen lassen, daß nach 100 Jahren Österreicher und Deutschböhmen, Tiroler und Steirer außerhalb aller staatlichen Verbindung mit dem „Reiche“ stehen würden. An dieser Stelle wird auch die Grenze des von uns Erreichten sichtbar. Die Erkenntnis davon ist um so drückender, als wir ihr ohne ein ganz klares Programm gegenüberstehen. Wir halten zunächst im Geiste Bismarcks an der Überzeugung fest, daß wir das Ergebnis von 1866 in aufrichtiger Bundestreue und wohlverstandener eignen Interesse respektieren müssen; wir freuen uns, daß die Pflege der kulturellen Gemeinschaft auch dem politischen Bündnis einen naturwüchsigen Halt gibt. Zugleich aber können wir uns nicht gegen das Gefühl verschließen, daß eine für alle Ewigkeit gültige Regelung des nationalen Problems damit doch nicht gegeben ist; wir ahnen, daß wir

nicht allein in Europa aus unserem politischen Denken das Endziel der Gesamtnation ausschalten dürfen, so weit hinaus es auch liegen mag. Ob auch das Deutsche Reich nur eine Durchgangsstufe sein wird wie einst der Deutsche Bund, ob das völkerrechtliche Band mit Österreich-Ungarn noch einmal wieder staatsrechtlich befestigt werden kann, wer vermag das zu sagen — ein Vermächtnis der Väter von 1813 liegt in der Pflicht, auch das gesamt nationale Bewußtsein über unseren Nationalstaat hinweg in unseren Herzen lebendig zu erhalten.

Genug, überall sehen wir, wie die Schöpfung unseres Reiches von der Macht, von Preußen aus, nicht ohne tiefe historische Nachwirkung bleiben konnte. Ja, wir fragen uns wohl, ob die staatlich geordneten Kräfte, denen wir das Reich verdanken, nicht zuviel von dem Gegenpol individueller Kräfte, die 1813 zum Durchbruch kamen, in sich aufgesogen und zerstört haben, — mehr als eine innerlich gesunde Nation entbehren kann.

Das führt uns zu dem inneren Bilde des Nationalstaats, wie es in den Gedanken der Reformen und Befreier von 1813 lebte.

Die Erhebung bestand nicht allein darin, daß man die äußere Freiheit mit äußerlichen Machtmitteln sich erkämpfte, sondern zugleich darin, daß man die innerlichsten Kräfte aufrief, um von dem Innern des Einzelindividuums und der Gesellschaft aus eine dem Überwinder gewachsene, ja überlegene Staatsform hervorzubringen. Das Ziel war ein Staat, in dem alle unwürdigen gesellschaftlichen Abhängigkeiten aufgehoben, die Gesamtheit zu staatlichem Empfinden und zu staatlichem Anteil erzogen, überall die Bahn zu freier und fruchtbarer Entwicklung geöffnet, die Lasten nach Fähigkeit auferlegt und die Rechte nach Leistung verteilt werden sollten. Es geschah einmal aus der bitteren Notwendigkeit des Moments heraus, wenn man nach Gneisenaus Worte aus dem Zeughaus der Revolution die Waffen zur Befreiung entnahm — es geschah zugleich in der festen Überzeugung, daß man höhere Ideale, um ihrer selbst willen und für immer, an die Stelle des alten Staats und der alten Gesellschaft setze. Wenn man die all-